Hala Alyan

HÄUSER AUS SAND

Roman

Aus dem Englischen
von Michaela Grabinger

DUMONT

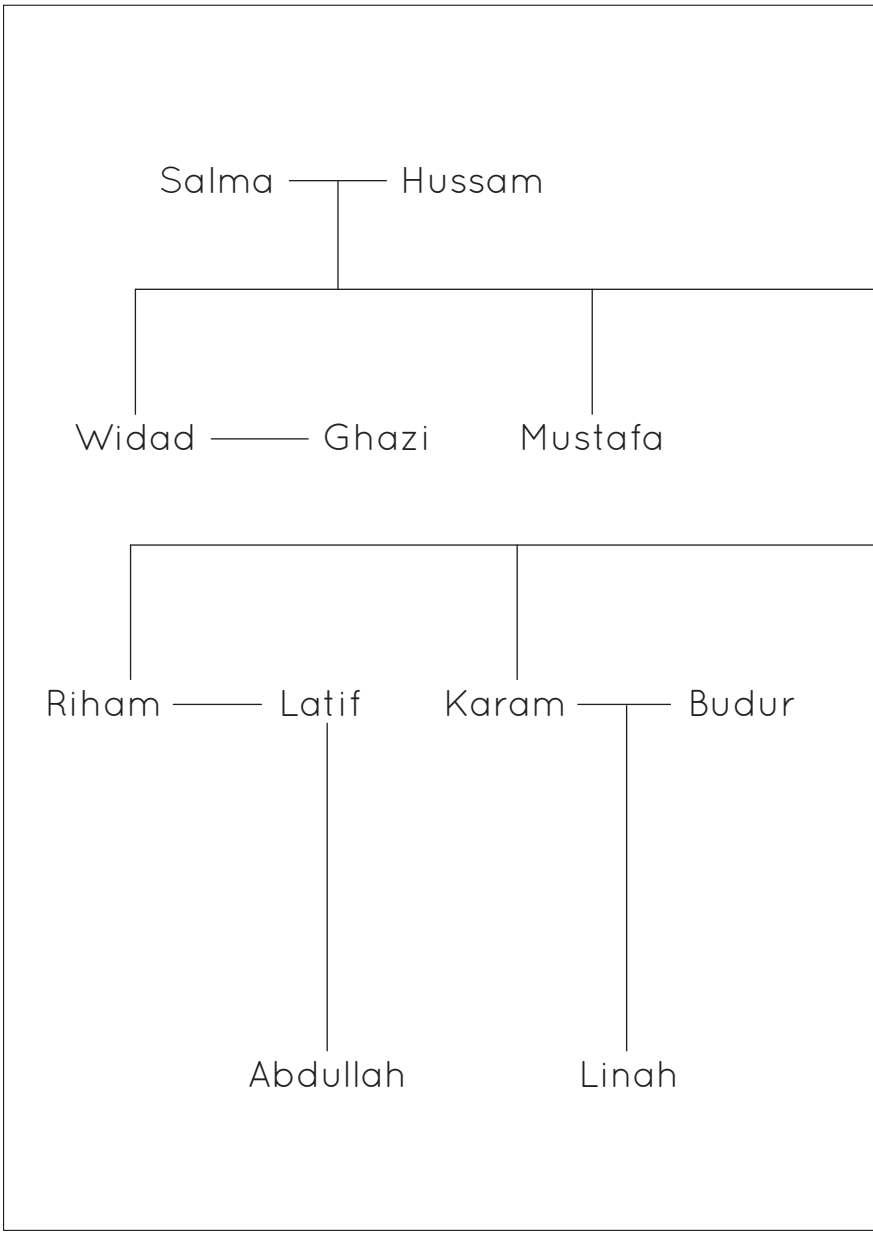
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel ›Salt Houses‹ bei HMH, Boston.

© 2017 by Hala Alyan

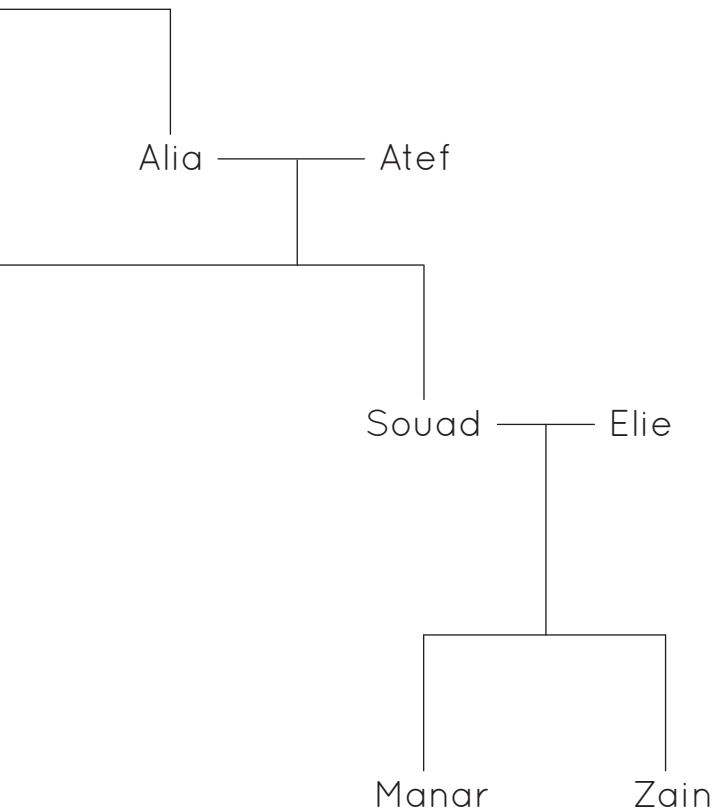
© 2017 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Übersetzung: Michaela Grabinger
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Umschlagabbildung: © AKG, Berlin
Satz: Angelika Kudella, Köln
eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck
ISBN eBook 978-3-8321-8993-8

www.dumont-buchverlag.de

Für meine Familie,
die mir Geschichten zum Erzählen schenkte


Salma
Hussam
Widad
Ghazi
Mustafa
Riham
Latif
Karam
Budur
Abdullah
Linah

Die Familie Yacoub



Salma

Nablus
März 1963

Schon beim ersten Blick in die Kaffeetasse ihrer Tochter weiß Salma, dass sie lügen muss. Am Rand haftet ein verwischter Abdruck von Alias rotem Lippenstift. Die Tasse ist elfenbeinweiß und außen mit verschlungenen blauen Schnörkeln bemalt. Entlang der Innenseite schlängelt sich ein dünner Riss. Die Tasse gehört zu einem neueren Service, erstanden gleich nach der Ankunft von Salma und ihrem Mann Hussam hier in Nablus vor knapp fünfzehn Jahren. Das Erste, was Salma damals auf dem Markt der fremden Stadt gekauft hat.

Sie entdeckte das Service an einem Stand, der Mäntel und Teppiche aus Kamelhaar feilbot. Neben einem *ibrik* mit dünnem Ausguss stapelten sich zwölf Tassen auf einem Silbertablett, dessen Anblick Salma stutzen ließ, weil es mit seinem Dreiecksmuster so sehr dem glich, das sie von ihrer Mutter zur Hochzeit bekommen hatte. Doch das alte Tablett mitsamt dem Kaffeeservice gab es nicht mehr; es war ebenso verloren wie die übrige in der pfirsichfarbenen Villa zurückgebliebene Habe – die Kleider, die Möbel aus Walnussholz, Hussams Bücher.

Salma stieß einen kleinen Schrei aus und deutete auf das Tablett, und weil der Standbesitzer es nicht ohne das Service verkaufen wollte, nahm sie alles und ging mit dem großen, in Zeitungspapier gewickelten Packen nach Hause. Sie fühlte sich damals zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Nablus zufrieden.

All die Jahre über hat sie das Tablett mit immer demselben Arrangement präsentiert – den *ibrik* in der Mitte, die Tassen wie Blütenblätter kreisförmig darum herum angeordnet. Zweimal im Monat trägt das Dienstmädchen das Tablett und anderes Silber auf die Veranda und putzt es behutsam mit Essig. Der Glanz ist bis heute geblieben.

Die Tassen dagegen sind ziemlich stark abgenutzt. Hunderte Male hat Salma einen Unterteller daraufgelegt, das Ganze rasch umgedreht und gewartet, bis der Kaffeesatz trocken war. Meist wartet sie zehn Minuten, aber oft wird sie von ihren Gästen abgelenkt und erinnert sich erst sehr viel später mit einem hastigen »Oh!«. Wird die Tasse wieder richtig hingestellt, bleiben harte, bröselige Streifen Satz zurück, die das Porzellan braun verfärbt haben.

Diesmal schafft sie es kaum, die gewohnten zehn Minuten abzuwarten. Sie lauscht den Frauen, die über das Wetter reden und sich fragen, ob es noch bis zur Hochzeit morgen halten wird. Gefeiert wird im Festsaal eines nahe gelegenen Hotels, das schon hohe Würdenträger und Bürgermeister und einmal, in den Fünfzigerjahren, sogar einen Filmstar zu seinen Gästen zählte. An den Rückenlehnen der Stühle sind bereits die Seidenschleifen angebracht, und die halbkreisförmig um die Teller gruppierten Teelichte warten darauf, angezündet zu werden. Wenn sie brennen, wird es aussehen wie ein Sternbild. Salma hat es bereits getestet; der Hausmeister und sie sind um alle Tische herumgegangen und haben Streichholzflämmchen an die Dochte gehalten. Dann dimmte der Mann die Lampen, und der schöne Glanz der Lichte wärmte Salmas Herz.

»Die Kerzen müssen weg, ich lasse neue kommen«, teilte sie dem Hausmeister mit, aus dessen Blick widerwillig gezollter Respekt sprach. Welche Verschwendung! Aber es ist Alias Hochzeit, da wird an nichts gespart. Da gibt es keine Kerzen mit mickrigen schwarzen Dochtstümpfen als Tischschmuck.

Bei Widad war es anders. Schweigend saß Salma vor zehn Jahren das Trauzeremoniell ihrer Ältesten ab, eine dürftige Zusammenkunft in der Moschee, umwabert von intensivem Räucherduft. Als der Imam die *Fatiha* vortrug, begann Widad zu weinen. Der Tod ihres Vaters lag drei Monate zurück. Sein Sterben hatte Jahre gedauert. Nachdem sie *fadschr*, das Morgengebet, gesprochen hatte, hatte Salma bei ihm gesessen und seinen rasselnden Atemzügen gelauscht. Allmählich war das erste Tageslicht in das gemeinsame Schlafzimmer gedrungen. Salma hatte direkt zu Gott gesprochen und war sich dabei schamlos vorgekommen. Sie hatte darum gebeten, ihr Mann möge am Leben bleiben, obwohl es egoistisch gewesen war, denn dieses Leben mit Morphin und blutigen Taschentüchern hatte er gar nicht behalten wollen.

Mehrmals hatte er in die Nacht hineingeschrien: »Die Heimat und die Lunge hat man mir genommen – bring mich um!« Hussams tiefer Überzeugung nach hatte seine Krankheit mit der Besetzung von Jaffa zusammengehangen, der Stadt mit dem pfirsichfarbenen Haus, das sie zurückgelassen hatten.

»Ist es trocken, *khalto* Salma?« Die Frauen am Tisch sehen sie erwartungsvoll an. Besonders gespannt sind die jüngeren – ihre zur Hochzeit aus Amman eingeflogenen Nichten und Cousinen und Alias Schulfreundinnen, die in Salmas Augen noch immer Kinder sind. Und gespannt ist auch Alia selbst, die mit aufgestützten Ellbogen dasitzt – Salma würde ihr am liebsten sagen, sie solle sich aufrichten, weil Männer raue Ellbogen hassen, doch dann denkt sie an Atef, den Mann, der ihre Tochter nimmt, wie sie ist.

Die älteren Frauen – Salmas Schwestern, ihre Nachbarinnen und Freundinnen – sehen schweigend zu, während sie im Kaffeesatz liest. Sie kennen es von ihren Müttern und von deren Müttern. Für sie ist es so selbstverständlich wie das Beten.

»Ist etwas haften geblieben?«, fragt eine Nichte.

»Was wird sie wohl daraus lesen?«

Salma blinzelt ihre Gedanken fort und bemüht sich um eine neutrale Miene. Sie senkt den Blick zur Tasse, neigt sie, runzelt die Stirn. Nein, sie hat schon richtig gesehen.

»Es braucht noch ein bisschen. Ich drehe sie noch einmal um. Nur ein paar Minuten, damit der Satz richtig trocknen kann.«

Arme Widad. Beim Gedanken an ihre älteste Tochter durchzuckt Salma ein vertrauter Schmerz. Sechzehn war Widad, schon eine Frau, als sie aus Jaffa fortgingen. In den drei grauenvollen Tagen vor dem Entschluss, die Stadt zu verlassen, in der Zeit, als sie alle vor dem Radio auf Nachrichten warteten, kümmerte sich Widad um Alia, trug sie durch die Zimmer und fütterte sie löffelweise mit selbst gekochtem süßem Milchreis.

Sie machte ein Spiel aus den Schüssen und dem Artilleriefeuer. Immer wenn draußen etwas dumpf explodierte, zog sie scheinbar erstaunt die Augenbrauen hoch und tat erfreut. Dann klatschte Alia glucksend in ihre Patschhändchen. *Findig* – dieses Wort fällt Salma ein, wenn sie an ihre Älteste denkt, denn Widads Licht erstrahlt erst in der Krise. Ansonsten strich sie bleich durch das neue Haus in Nablus und saß beim Essen schweigend am Tisch. Von Jaffa sprach sie nie, und als ihr bereits kränkelnder Vater sagte, sie müsse nun bald heiraten, erhob sie keinen Einwand. Nur vor Salma weinte sie. Beugte sich im Garten über den dampfenden Tee und ließ die Tränen strömen.

»Er geht mit mir nach Kuwait«, erzählte sie schluchzend, und Salma strich ihrer Tochter übers Haar und zog sie an sich. Ghazi war ein sympathischer Mensch, treu und zuverlässig, wie ein guter Ehemann sein sollte, aber ihre Tochter sah in ihm nur einen korpulenten Fremden mit Brille und fliehendem Kinn, der sie in eine triste Villenanlage mitten in der Wüste verfrachten wollte. Die Vorstellung von ihrer Tochter als einer jungen, unglücklichen Ehe-

frau in einem fremden Land tat Salma in der Seele weh, aber es war zu Widads Bestem.

Die Wahrheit erzählte sie ihrer Tochter nie. Als Hussams Auswahl an Ehekandidaten nur mehr zwei Männer umfasste, hatte er Salma um ihre Meinung gebeten. Der andere war Akademiker, Philosophieprofessor an der örtlichen Universität. Salma kannte seine Schwester aus der Moschee. Er kam aus einer kultivierten, gebildeten Familie, war aber an Nablus, an Palästina gebunden und wollte sein ganzes Leben dort verbringen. Als Hussam den jungen Mann fragte, wo er sich niederzulassen gedenke, bekam er zur Antwort: »In meiner Heimat natürlich. Von hier bringt mich nichts und niemand fort.«

Zu Hussams Erstaunen fiel Salmas Wahl auf Ghazi. Die Logik ihrer Entscheidung war ihr damals selbst nicht ganz klar, ihr Urteil nicht wirklich durchdacht. Erst als sie in der Moschee saß und die Erleichterung kam, begann sie zu verstehen. In Kuwait, weit weg von diesem lodernden zweigeteilten Land, würde Widad in Sicherheit sein. Ihr Unglück – falls sie dort unglücklich würde – wäre ein fairer Preis für ihr Leben.

Natürlich nahm auch Alia an der Feier teil. Sie trug ein Taftkleid, das beim Hinsetzen leise knisterte. Als Widad und Ghazi die Moschee nach der Trauung verließen, drehte sie sich draußen im Kreis und schwang die Hüften wie eine Glocke. Nach Hussams Tod war Salma darauf gefasst, dass Alia schreien und Erklärungen fordern würde, doch das kleine Mädchen blieb von allen drei Kindern am ruhigsten.

»Tut es Baba jetzt nicht mehr weh?«, fragte sie ernst, und alle – Widad, Salma und ihr Sohn Mustafa – brachen in Tränen aus und umarmten sie.

Alia war ein eigenwilliges Kind, ganz anders als die still vor sich hin leidende Widad und auch anders als Mustafa, der sich vom kolikgeplagten Baby zu einem widerborstigen Jungen entwickelte, der mit Wutanfällen reagierte, wenn er etwas nicht bekam.

Zwischen den Kindern lagen Jahre, in denen Salma schwanger war und insgesamt sechs Fehlgeburten erlitt. Der Verrat ihres Körpers hing ihr schwer nach; sie schämte sich ihres Bauchs, der, kaum angeschwollen, wieder flach wurde. Es war ein Versagen, und obwohl Hussam freundlich blieb und ihr Tee brachte, wenn sie wieder einmal niedergestreckt im Ehebett lag, wusste sie doch um seine Enttäuschung. Sie hatte ihm als Erstgeborenes ein Mädchen geschenkt, was seit fünf Generationen nicht vorgekommen war, und es nur zu einem einzigen Sohn gebracht.

Es ist nicht so, als wäre Alia ihr Lieblingskind. Sie liebt ihre drei Kinder gleich, sie sind ihr Ein und Alles. Aber zu Alia fühlte sie sich von Anfang an hingezogen; es ist eine Art magnetische Kraft, zart und stark wie Spinnenseide. Alia ist ein Kind des Kriegs. Sie war noch keine drei, als sich die israelische Armee durch die Straßen Jaffas wälzte, als die Panzer den Marktplatz zerstörten und die Soldaten noch halb schlafende Männer aus den Häusern zerrten. Die Geburt einer neuen Nation, wie es hieß. Salmas und Hussams Villa stand auf einer Anhöhe über dem Meer. Darunter erstreckten sich die Reihen der Orangenbäume.

Nach wenigen Tagen war die Plantage verwüstet, der Boden mit Holzstümpfen gespickt. Überall lagen Orangen, deren Fruchtfleisch aus den zerrissenen Schalen quoll. Nicht der Lärm der Gewehrschüsse hatte Alia zum Weinen gebracht, sondern der Geruch der aufgeplatzten Orangen, von denen sie unbedingt essen wollte. Die Plantagenarbeiter waren fort – die meisten geflohen, manche mit einer Kugel im Kopf. Hussam weigerte sich zunächst, sein Haus zu verlassen, schüttelte die Faust gegen das Meer und das Land draußen vor den Fenstern, gegen die Aussicht, die so einladend wie ein Zimmer war.

»Du gehst«, sagte er zu Salma. »Du gehst zu deinen Onkeln nach Nablus und nimmst die Kinder mit.« Sie flehte ihn an, doch

er war nicht umzustimmen. Erst als man brennende Lumpen in die Plantage warf, resignierte er und sagte seiner Frau, sie solle für alle packen. Während die Kinder schliefen, standen Salma und Hussam auf der Terrasse und sahen zu, wie das Feuer über ihr Land hinwegfegte. Gedämpfte Schreie waren zu hören, und der rußig-süße Geruch verbrannter Orangen stieg zu ihnen auf.

Nur Alia sprach nach der Ankunft in Nablus noch von Jaffa – die Taktlosigkeit sehr junger Menschen. Sie fragte nach den Lakritzstangen, die ihr der Lebensmittelhändler dort oft geschenkt hatte, und nach den Puppen in ihrem alten Zimmer. Der dröhnende Lärm der Autos, die sich über den Marktplatz von Nablus schlängelten, brachte sie zum Weinen. Immer wenn Alia von Jaffa sprach, spähten Widad und Mustafa ängstlich zu Hussam hinüber, um herauszufinden, ob er es gehört hatte. In Nablus war aus dem Vater ein freudloses, reizbares Wesen geworden. Wenn er hungrig war, knurrte er nicht mehr laut wie ein Löwe oder Bär, bis alle loskicherten. Früher hatte er die Kinder manchmal aufgefordert, sich gerade vor ihn hinzustellen, um Gedichte von Hafez Ibrahim aufzusagen, und Strenge gemimt, wenn sie ins Stocken gerieten. Auch das war vorbei. Im Gespräch mit Widad und Mustafa wirkte er unkonzentriert. Jeden Abend saß er versunken vor seinem Radio.

Salma dagegen freute sich, wenn ihre Tochter Jaffa erwähnte. Sie war dankbar dafür. Sie vermisste ihre Heimat mit kaum je abflauender Beharrlichkeit. Die ersten Jahre in Nablus verlebte sie mit dem Traum von der Rückkehr. Die Frühsommertage, das Haus, das mit jeder Kurve der Küstenstraße zu wachsen schien. Und im Haus selbst ein Wunder: alles wie zurückgelassen, mitsamt der feuchten Wäsche, die sie nicht mehr hatte aufhängen können. Sie wusste, wie falsch diese Vorstellung war. Die Villa gab es nicht mehr, sie war dem Erdboden gleichgemacht worden. Die Plantage hatte man wieder bepflanzt, und neue Arbeiter zupften die braun gewordenen Blätter ab, neue Besitzer backten Brot mit den Orangenschalen. Trotzdem rührte es an ihr Herz, wenn Alia, gerade einmal

sechs, sieben Jahre alt, mit der Ehrfurcht eines Mythendichters von den riesigen Granatäpfeln in Jaffa sprach, deren Samen sie löffelweise herausgekratzt und je nach Reifegrad mit Salz oder Zucker bestreut gegessen hatten.

»Die waren so groß wie der Mond«, sagte die kleine Alia im Brustton der Überzeugung und spreizte ihre Finger in die Luft.

Die Liebe zu längst verschwundenen Dingen sollte später Alias liebenswerteste und zugleich anstrengendste Eigenschaft werden.

Während Salma auf den Kaffeesatz wartet, denkt sie an Widad und deren Wunsch, vor ihrer Hochzeit eine Prophezeiung aus der Tasse zu erhalten. Sie weinte, als Salma sich weigerte. Salma ist froh, dass Widad ihren Verrat nicht miterlebt. Ghazis neuerlichen Gichtanfall empfindet sie schändlicherweise als ein Glück, weil Widad – ganz die pflichtbewusste Ehefrau – darauf bestanden hat, bei ihm zu bleiben.

Es war keine bewusste Lieblosigkeit. Widads Tränen hatten Salma tief berührt, aber nicht erweichen können. Salmas Mutter hatte stets davor gewarnt, Blutsverwandten wahrzusagen. Das Schicksal, das man dem Menschen wünschte, färbte auf das gesehene Schicksal ab oder, noch schlimmer, man hatte Ehrlichkeit versprochen und musste dann auch wirklich sagen, was man sah. Beim Wahrsagen etwas für sich zu behalten, galt als Verrat. Man durfte nichts verschweigen. Salma hatte ihren Nachbarinnen, Freundinnen und sogar Hussams Schwestern schon oft gebrochene Herzen und andere Tragödien herausgelesen.

Einmal hatte sie hier in Nablus in der Tasse ihrer Nachbarin den Tod eines männlichen Verwandten gesehen und keinen Monat später in deren Wohnzimmer gesessen und die wehklagende, sich die Haare raufende Frau gehalten, deren ältester Sohn einen Soldaten bespuckt und daraufhin eine Kugel in den Hals bekommen hatte. Als die Nachbarin, mit einem Medikament ruhiggestellt, im

Bett lag, sammelte Salma die ausgerissenen Haarsträhnen vom Sofa und vom Teppich auf. Von da an mied die Frau sie und schlurfte bei jeder Begegnung mit vorwurfsvoll abgewandtem Blick vorbei. Die anderen aber kamen weiterhin zu ihr.

»Das zweite Gesicht ist ein Geschenk Allahs, das wir nicht missbrauchen dürfen«, hatte ihre Mutter oft gesagt. Salma war sich dieser Pflicht zutiefst bewusst und spürte, wie sehr die Gabe sie über die Generationen hinweg mit ihrer Mutter, ihrer Großtante und selbst mit Menschen verband, die bei ihrer Geburt bereits nicht mehr gelebt hatten. Wann immer man ihr eine leere, noch warme Tasse reichte, überkam sie das Gefühl, mit einer schwerwiegenden, ja kosmischen Aufgabe betraut zu werden.

Und nie hat sie gegen diese Pflicht verstoßen – bis jetzt. Widad hatte erfahren wollen, ob sie den Richtigen heiraten würde. Alia dagegen will das gar nicht wissen. Sie ist nicht viel jünger als Widad bei ihrer Hochzeit und sogar drei Jahre älter als Salma bei ihrer. Aber Salma sorgt sich um Alia, weil sich das Mädchen so gar nicht um sich selbst sorgt. Alias Liebe zu Atef, von der sie Salma und ihren Freundinnen unbekümmert berichtet hat, haftet etwas Voreiliges ein.

»Ich liebe ihn über alles«, hat Salma ihre Tochter einmal zu einer Cousine sagen hören, als wäre grenzenlose Liebe eine Nebensache. Die Offenheit, mit der Alia ihre Gefühle gesteht, empfindet Salma als ungehörig.

Und doch wirkt Alia nervös und ungewohnt schwermütig, während sie auf den Kaffeesatz wartet. Salma hat mit einer spöttischen Bemerkung über abergläubische Menschen gerechnet, denn so ist Alia in ihren Äußerungen – frech und ohne Zartgefühl. Sie hat sich gegen die Zeremonie der Brautgabe ausgesprochen und darauf bestanden, dass Atef ihr nur eine symbolische Liramünze gibt, sonst nichts. Selbst um das Zuckerritual gab es einen Kampf. Das Rasieren wäre ihr lieber, verkündete Alia und beauftragte eine Cousine, einen von den rosa Plastikrasierern zu kaufen, die es erst

seit wenigen Monaten in den Apotheken gibt. Doch als die Tanten darauf bestanden, dass sie ganz langsam einen eigens für sie gekochten Kaffee trinken müsse, damit Salma ihr Schicksal vorhersagen könne, gehorchte sie und trank schweigend, mit gesenkten Lidern und hin und wieder pustend.

»*Ya* Salma«, ruft eine der Nachbarinnen, »jetzt sind acht Minuten vorbei. Willst du nicht anfangen?«

Salma atmet durch und fasst sich kurz ans Haar. Da nur Frauen versammelt sind, liegen alle Kopftücher auf dem Fensterbrett.

»Ja, ja.« Mit zittrigen Fingern dreht sie die Tasse um.

Sie birgt sie in der Hand und dreht sie zwischen den Fingern im Kreis. Ihre Muskeln und Sehnen kennen diese Tassen, diese gewölbten Oberflächen, in- und auswendig, halten sogar instinktiv an dem gezackten Riss inne. Gewaltige kleine Dinge, schwer und hohl zugleich, mit dem widersprüchlichen Gewicht von Eiern. Noch einmal beugt sie sich vor und hebt die Tasse dicht ans Gesicht. Der Kaffeegeruch in der Luft ist schal geworden.

Da! Sie hat sich nicht geirrt. Das Porzellan ist weiß wie Salz, die Kaffeesatzlandschaft stürmisch.

An den Seiten sieht man wilde Krümmungen und kleine Häufchen. Zwei Bögen, eine Hochzeit und eine Reise. Zwei an den Griffen verhängnisvoll gekreuzte Messer. Aufkommender Streit. An einer Seite scheint das weiße Porzellan durch den Kaffeesatz durch und bildet ein Rechteck mit einem durchhängenden Dach, ein halb verfallenes Gebäude. Häuser, die man verlieren wird. Und in der Mitte ein Zebra mit einer verwischten Krone auf dem Kopf. Undeutlich, aber unverkennbar, ein Zebrakörper mit gestreifter Flanke. Selma ringt sich eine ausdruckslose Miene ab, obwohl sie heiße, beißende Angst verspürt. Das Zebra steht für ein Leben im Außen, für ein unstetes Leben.

»Was siehst du, *umm* Mustafa?«, fragt eines der Mädchen. Salma hebt den Kopf zu den Frauen, die sie mit großen Augen ansehen.

»Mama?«, sagt Alia ganz leise. Plötzlich wird Salma bewusst, wie jung sie noch ist.

Salma hört ihre eigene, plötzlich rau klingende Stimme. »Sie wird bald schwanger sein. Ein Mann wird sie durch eine Tür führen, ein Mann, der sie sehr liebt.« All das stimmt – das embryoähnliche Gebilde dicht am Rand, der winzige Delfin unterhalb des Risses.

»Wie schön!«

»Allah sei Dank!«

»Wenigstens wissen wir jetzt, dass er sie liebt.« Lachend necken die Mädchen ihre Cousine Alia, die grinst und der die Erleichterung verblüffend deutlich ins gerötete Gesicht geschrieben ist.

»Öffne das Herz«, befiehlt Salma ihrer Tochter und hält ihr die Tasse hin. Alia gehorcht. Sie drückt die Daumenspitze auf den Tassenboden und dreht sie mehrmals im Halbkreis. Dann gibt sie Salma die Tasse zurück und leckt sich den Kaffeesatz ab.

Alias Abdruck ist verwischt, an den Rändern mit Satz besprenkelt, den sie beim Anheben des Daumens zu einer Form verschmiert hat, die einem Flügel ähnelt. Salma sieht die Angst ihrer Tochter, das Unbehagen, das Alia nicht ausdrücken kann. In der Mitte des Abdrucks ist ein Wirbel zu erkennen. Flucht. Sie betrachtet Alias kantiges Gesicht.

»Dein Wunsch wird dir erfüllt«, sagt Salma, diesmal nur zu ihr. Alia blinzelt, nickt bedächtig. Die Frauen jubeln los, lachen, umringen Alia, küssen sie und geben neckende Laute von sich. Salma lehnt sich erschöpft zurück. Sie hat die Wahrheit gesagt, aber es ist nicht die ganze.

Die Männer werden erst in einigen Stunden zum Abendessen erscheinen. Im Garten hinter Salmas Haus leuchten Laternen und hüllen alles in bleiches, schwammiges Licht. Die Älteren, Tanten und Onkel, sitzen; die jungen Leute stehen um das Radio herum

und wiegen sich zur Musik. Atef und Alia plaudern mit ihren Freunden, mit den Cousins und Cousinen, schielen dabei aber immer wieder zueinander hinüber. Mustafa ist ständig bei Atef; die beiden rauchen Zigaretten und brechen hin und wieder in Gelächter aus. Spielende Kinder laufen herum. Wie ein Monolith steht das Haus in der untergehenden Sonne.

Für Salma wird es immer das *neue* Haus sein, das Haus in Nablus, das ihr wohl oder übel ans Herz gewachsen ist. Größer als das in Jaffa, mit höhlenartigen Zimmern und hohen Decken. Die Vorbesitzer – sie sind nach Jordanien geflohen – hatten ihre Möbel zurückgelassen, und in den Küchenschränken standen noch Kekspackungen und Zuckerdosen. In dem Zimmer, das sie sich mit Hussam teilen sollte, entdeckte sie Nachthemden und einen ganzen Stapel dicke Wegwerftücher, wie man sie während der Menstruation benutzt. Widad stieß auf Schulhefte, die mit mathematischen Gleichungen vollgeschrieben waren. Wochenlang zog sich das perverse Spiel hin, bei dem es galt, dem Haus seine Habe zu entreißen. Salma hat alles weggeworfen, aber die Geister des früheren Lebens blieben, die großen Essen, die Feste und Streitereien, die es gesehen hatte. Deshalb hat sie auch die Farbe der Wände belassen und aus dem Wohnzimmer mit der Veranda nie eine Bibliothek gemacht.

Schäm dich, tadelt sie sich selbst und schickt ein Stoßgebet zum Himmel. Glück. Sie haben Glück, in diesen Wänden leben zu können, und Glück – es fühlt sich schäbig an, mit Allah darüber zu reden, ist aber unvermeidlich –, weil sie Geld besitzen. Das Geld hat sie alle nach Nablus und über die Schwelle dieses Hauses getragen. Das Geld hat sie genährt und gewärmt, hat ihre Fenster mit Vorhängen versehen und ihre Körper bekleidet. Salma stammt aus einer armen Familie, lebte von Brot und Linsen, bis Hussams Mutter sie zu ihrer Schwiegertochter erwählte. Auch Salmas sanfte Schönheit, die der älteren Frau ins Auge fiel, war ein Glück. Mögen Widad, Alia und Mustafa Schüsse mit angehört und den Krieg

erlebt haben, so sind sie doch durch die Rüstung des Reichtums davor geschützt geblieben. Das unterscheidet die Familie von den Flüchtlingen in den Lagern rings um den Stadtrand von Nablus. Als Kind hielt Salma immer die Luft an, um das Unglück abzuwehren, und sie tut es noch heute, wenn sie dort vorbeifahren muss.

Viele Flüchtlinge aus Jaffa landeten im Lager Balata, in dem die Zelte kaum zwei, drei Schritte voneinander entfernt standen und unglaubliche Menschenmengen zusammengepfercht waren. Salma ist noch nie in einem Lager gewesen, sie hat die weißen Zelte nur als undeutliche Masse durch ihr Autofenster gesehen. Aber Raja, eine alte Haushälterin, hat ihr von den ausgefransten Stricken erzählt, die die Zeltbahnen mit dem Boden verbanden, vom Gestank nach Urin und Kamelkot. Raja hatte sieben Kinder und lebte mit ihnen, ihrem Mann und der Schwiegermutter in einem Zelt. Sie schliefen abwechselnd, und oft blieben mehrere Kinder nachts wach, damit die Erwachsenen Ruhe fanden, bis sie sich im Morgengrauen auf den Weg zur Arbeit machten.

Salma schämt sich, weil sie so empfindlich auf die Lager reagiert und die absurde Furcht hegt, sie könnten irgendwie ansteckend sein. Als Raja wegen ihrer wieder aufgeflammten Arthritis kündigte, war sie erleichtert. Sie hatte den ständigen Drang verspürt, sich bei ihr zu entschuldigen, was ihr bei den anderen Haushälterinnen und Kinderfrauen, zumeist aus Nablus stammende Mädchen, nie in den Sinn kam. Nur Raja brummte die ergreifenden, klagenden Lieder, die auch Salmas Mutter gesungen hatte, und ließ damit ganz absichtslos eine Verwandtschaft anklingen, die Salma ein schlechtes Gewissen bereitete, denn tagsüber fegte diese Frau Böden und kehrte abends in ein Zuhause zurück, das aus einem Zelt bestand. Parallelexistenzen, denkt Salma manchmal. Die eine isst zum Abendessen Lamm, die andere Gurken, und wer die eine, wer die andere ist, entscheidet das Schicksal aufs Geratewohl.

»Ich liebe dieses Lied.«

»Perfektes Wetter.«

»Was meinst du, wird es halten?«

»Es muss.«

Einige Freundinnen von Alia plaudern in dem wehmütigen, leicht neidischen Ton miteinander, in den unverheiratete junge Frauen bei der Hochzeit einer Freundin verfallen. Sie tragen bunte Kleider, und ihre Beine sind nackt.

Im Vorbeigehen berührt Salma das junge Dienstmädchen am Arm. »Bring noch etwas Rosenwasser, Lulwa.«

Lulwa nickt. »Ja, Madame.«

Der Garten ist wunderschön. Mag es im Haus spuken, mag eine frühere Eigentümerschaft wie ein Schatten darüber hängen – der Garten gehört ganz und gar ihr. Die ehemaligen Bewohner hatten das Grundstück bepflastern und in einen Marmorhof verwandeln lassen.

»Das muss alles weg. Ich muss die Erde sehen«, hatte Salma beim Einzug zu Hussam gesagt. Noch nie hatte sie so mit ihrem Mann gesprochen. Hussam war verblüfft gewesen, doch er hatte gehorcht und Männer angestellt, die sämtliche Platten entfernten.

Die Erde darunter war grau und dürftig wegen der fehlenden Sonne. Überall lagen Marmorbröckchen. Jetzt, mit den vielen Leuten, die darauf herumgehen und der Musik lauschen, mutet der Gedanke seltsam an, dass damals unter ihren Füßen nur bleiche Würmer und kein einziger Grashalm waren.

Monatelang bearbeitete Salma die Erde, doch nichts geschah. Sie düngte, harkte, entfernte Steine, bis sie schließlich verzweifelt beschloss, aufzugeben und zu akzeptieren, dass sie nie einen blühenden Garten haben würde.

Umso größer war ihr Erstaunen, als sie eines Morgens mit der Teetasse in der Hand hinausging, um einen Blick auf das Brachland zu werfen, und einen winzigen Spross entdeckte. Es war nur

ein Unkraut, doch sie fiel auf die Knie und streichelte es. Am liebsten wäre sie ins Haus gelaufen und hätte Hussam und die Kinder gerufen, um ihnen endlich etwas Erfreuliches zu zeigen.

Stattdessen blieb sie, wo sie war, berührte immer wieder den Sprössling und erkannte, dass es Dinge gibt, die man für sich behalten sollte, weil sie zu kostbar sind, um sie mit anderen zu teilen. Sie schloss die Augen und sprach die *Fatiha*, die erste Sure des Koran.

Der Garten macht ihr alle Ehre. Dem ersten kleinen Trieb folgte üppiges Grün. Blumen, Sträucher und Bäume schossen aus der Erde hervor, alle Samen, die Salma auf dem Markt gekauft oder von anderen bekommen hatte – irgendwann kannten sämtliche Nachbarn ihre Liebe zu dem Garten –, erblühten.

Salma weiß, dass es Gier war, die sie so viele Pflanzen setzen ließ, die nicht zueinander passten und noch viel weniger zum Sommer in Nablus. Rosen und Gardenien, Tomaten, Kammminze – selbst der Duft war überwältigend gewesen, eine Dissonanz einander übertrumpfender Gerüche.

Im Lauf der Jahre ist sie umsichtiger geworden. Die Kunst besteht in der Verwendung möglichst anspruchsloser Pflanzen. Der Garten ist jetzt schlichter. Vom Haus her ziehen sich Staudenreihen über den Boden, und über dem Gartentisch schwebt ein mit wildem Wein bewachsenes Sonnendach. Es duftet nach Jasmin. Den ganzen Abend hört sie die Leute darüber murmeln und kann ihren Stolz nicht verhehlen.

»Wie schön!«

»Schau nur, diese Gardenien!«

»So große Tomaten habe ich noch nie gesehen.«

Alia und Mustafa hatten im Garten gern mitgeholfen und ihn von bestimmten Insekten und anderen Tieren frei gehalten. Nach Widads Heirat und Hussams Tod waren sie nur noch zu dritt ge-

wesen, wenn an langen Nachmittagen Käfer abgeklaubt wurden. Salma erinnert sich, mit welcher Schadenfreude sie die langen Würmer aus der Erde zogen.

Sie steht unter dem Sonnendach und betrachtet ihre Kinder. Auf dem langen Tisch liegt ein Damasttuch. Die Männer haben *kanafeh* mitgebracht und schlitzen die Zellophanverpackung mit dem Messer auf. Von dem orangeroten, mit grünen Pistazienstückchen bestreuten Süßgebäck steigt Dampf auf. Mustafa reicht Alia, die neben Atef sitzt, einen Teller. Alle drei lachen über eine Bemerkung von Mustafa.

Durch den Garten dringen Gesprächsfetzen an Salmas Ohr. »Diebe … durchs Wasser … niemals!« Noch mehr Gelächter. Ein Witz.

Mustafa und Alia sind groß und dunkelhaarig und haben einen ähnlichen Teint wie ihr Vater. Trotz ihres Geredes von Revolution und Unterdrückung werden ihre beiden Jüngsten nicht von den Gedanken an die Lager und die Leute darin gequält. Im Grunde sind sie sorglose, verwöhnte, zur Launenhaftigkeit neigende Kinder. Die Verbündeten, die sie in ihren ersten Lebensjahren waren, sind sie bis heute geblieben.

Alia zieht den Kopf ein und flüstert den beiden Männern etwas zu. In der einen Hand hält sie den Teller, mit der anderen gestikuliert sie. Alle im Garten beobachten sie, Männer wie Frauen. Alia war nie strahlend schön. Mit ihrem schmalen Unterkiefer und den zu stark ausgeprägten Wangenknochen erinnert sie an eine lauernde Katze. Sie hat die schiefe Nase ihres Vaters, und auch in der großen Stirn und den breiten Schultern steckt etwas von Hussam. Aber ihr Gesicht fasziniert; ihre Brauen sind genauso geschwungen, die langen Wimpern genauso lang wie die von Salmas Mutter, einer wahren Schönheit. Im Gegensatz zu vielen großen Frauen hat sie eine gute Körperhaltung, steht aufrecht da, die knochigen, gebieterisch wirkenden Schultern gestrafft. Als ihre Tochter mit vierzehn in die Höhe schoss, hatte Salma entsetzliche Albträume,

in denen Alia schauerlich lange Gliedmaße wuchsen und sie vor Hässlichkeit kaum wiederzuerkennen war.

»Du musst ihr die Knochen binden«, sagten die Tanten. »Und Kardamom auf ihr Kopfkissen streuen, das hemmt das Wachstum.«

Salma tat nichts dergleichen. Widad war damals schon seit Jahren fort und Hussam tot, und sie begriff, dass sich die Welt für bestimmte Frauentypen nicht mehr eignete. Jetzt waren Rückgrat und sogar aggressives Verhalten gefragt. Widad hatte Salmas Figur, zierlich, mit breiten Hüften – alle Cousinen waren so gebaut. Nur Alia überragte die Frauen und war auf Augenhöhe mit den meisten Männern.

»Maschalla, ya Salma«, sagt *umm* Baschar, eine Nachbarin. Ihr Kopftuch ist an den Schläfen nass vom Schweiß. Auf ihrem Teller liegt eine mit Rosenwasser getränkte Scheibe *kanafeh.* »Sie ist wie der Mond.«

Salma verzieht den Mund zu dem von allen Frauen so perfekt beherrschten leisen, bescheidenen Lächeln und neigt den Kopf. »Danke, *umm* Baschar. Ja, wir sind gesegnet. Allah ist groß.« Ihre Stimme klingt ein wenig angespannt, weil sie die Macht des bösen Blicks kennt, der dafür sorgt, dass man den Neid der anderen auf sich zieht, selbst wenn man es nicht will.

»Obwohl es andererseits ein bisschen ungewöhnlich ist …«, fährt *umm* Baschar fort und schielt zu Mustafa hinüber. Salma weiß, was jetzt kommt. Die Gäste sprechen schon die ganze Zeit darüber. »… das jüngere Kind zuerst zu verheiraten.« *Umm* Baschar seufzt. »Aber bei Männern ist es wohl nicht dasselbe.«

»Es war Alias Schicksal, zuerst zu heiraten. Mustafa muss noch sein Studium beenden und sucht sich dann vielleicht in Ramallah Arbeit.« Salma hört ihre eigene Lüge, spürt, wie schwer sie auf ihr lastet.

»Ja, ja.« Die Nachbarin macht eine kleine Pause. »Wie viele Jahre ist Mustafa gleich noch älter als Alia?«

»Fünf.« Fünf, fünf. Noch im Schlaf murmelt es Salma vor sich hin, denn diese Zahl bekümmert sie schon lange, auch wenn sie es vor dieser Frau nie eingestehen würde.

»Fünf, aha. Nun, das muss jeder selbst wissen. Aber meine werden in der richtigen Reihenfolge verheiratet. Baschars Hochzeit findet diesen Herbst statt. Dabei ist er zwei, nein, drei Jahre jünger als Mustafa.«

Salma hält nicht viel von Baschar mit der großen Nase und dem fliehenden Kinn. Sie hatte schon immer das Gefühl, *umm* Baschar konkurriere mit ihr in Bezug auf die Söhne, weil Mustafa ein so hübscher Junge ist.

»Ihr Vater hätte es so gewollt«, erwidert sie mit Nachdruck, um das Gespräch zu beenden. *Umm* Baschar nickt mit süßlichem Lächeln.

»Sie sieht ja auch wirklich entzückend aus«, sagt sie noch, den Blick auf Alia gerichtet. »Die hennaroten Strähnen passen sehr gut zu ihrem Hautton.« Dann geht sie, und Salma ist erleichtert, dass der Blick der Nachbarin nicht mehr auf ihrer Tochter ruht.

Am Vortag haben die Tanten und Cousinen Alias Henna-Zeremonie abgehalten. Im Licht der Laternen sind noch rotgoldene Strähnen im Haar ihrer Tochter zu sehen. Laut und chaotisch ging es zu, als die jüngeren Frauen ununterbrochen plappernd das Henna in einer Blechschale anrührten. Jedes Mädchen nahm sich eine Handvoll von der schmierigen Paste, knetete sie und entfernte dabei kleine Zweige und Blätter. Als alles gut durchgearbeitet war, gaben sie den Inhalt der Schale in Stoffsäckchen und verknoteten sie. Salma und die älteren Tanten bereiteten Alias Haut vor, indem sie den Koran rezitierend das Haar des Mädchens bürsteten und Arme und Füße mit Zitronensaft einrieben. Salma sprach flüsternd die *Fatiha*, während sie Hennapaste in die Hände ihrer Tochter massierte, bis beide Innenseiten rot waren. Eine der Tanten stach eine Nadel in die Stoffsäckchen und begann mit ruhiger Hand, Spiralen, Blümchen und Netzmuster auf Alias Hände und Füße zu malen.

Der starke Geruch der Paste erinnerte vage an Viehstall. Während die älteren Frauen wehmütig von ihren eigenen Hennafesten erzählten, ertappte Salma einige jüngere Cousinen dabei, wie sie die Augen rollten. Sie gehören einer ungeduldigen Generation an. Ein Thema, über das die Nachbarinnen und Tanten ausführlich sprechen, wenn sie sich gegenseitig zum Tee besuchen. Leichtsinnig seien sie, die Jungen. Als sich Salma bei den Mädchen ein Stoffsäckchen holte, brach das Geplapper ab und alle sahen sie mit Unschuldsblick an. Sie hatten sich über die Jungs in der Gegend unterhalten, das war Salma klar, über die Burschen, die sie in der Schule oder in den Jugendclubs kennenlernten. Vielleicht hatte die eine oder andere sogar über die israelischen Soldaten gesprochen, obwohl Salma solche Ungeheuerlichkeiten eigentlich nur außerhalb von Nablus für möglich hielt, bei den Christinnen oder den Mädchen, die auf europäische Internate gegangen waren. Überall, aber bestimmt nicht hier.

Die Art, wie sie Alia erzogen hat, hätte Hussam von Grund auf missbilligt, und das quält sie. Hussam nahm seinen Glauben sehr ernst und führte ein von der Moschee, dem Fasten und der Entsagung geprägtes Leben. Salma liebte ihren Mann vor allem deshalb mit so großer innerer Distanz, weil er kein stärkeres Gefühl in ihr erwecken konnte. In der Ehe blieb er reserviert und selbst in den intimsten Augenblicken keusch. Erst nach dem Ausbruch seiner Krankheit begann er zu brüllen und zu fluchen, aber da war er schon nicht mehr bei Sinnen.

Für die Veränderungen bei den jungen Leuten wäre er nicht gerüstet gewesen. Der Westen sickert in die Städte ein, und die Besatzung hat einen Keil zwischen die Generationen getrieben. Die Jugend zieht es zum Glanz hin, die Alten sind verbittert.

Manchmal streitet sie im Stillen mit ihm; diese Angewohnheit ist ihr nach zwanzig Jahren Ehe geblieben.

Alle Mädchen machen das, hat sie ihm insgeheim entgegnet, als Alia mit ihren Freundinnen auszugehen begann und erklärte, sie werde niemals das Kopftuch tragen. *»Und sprich zu den gläubigen Frauen, dass sie ihre Blicke zu Boden schlagen und ihre Keuschheit wahren sollen.«* Eine Koransure, Hussams Lieblingstaktik im Streit.

So geht es jetzt nun einmal zu bei uns, Hussam. Die jungen Leute sind weit verstreut. So ist es, unter dem Gewehr zu leben.

In ihrer Vorstellung legte er die Stirn in Falten und schüttelte enttäuscht den Kopf, weil sie so schwach war. *Hättest du sie nur besser erzogen. Hättest du ihr nur mehr aus dem Koran vorgelesen und sie häufiger in die Moschee mitgenommen.* In ihrer Vorstellung folgte darauf eine kurze Pause. *Wenn ich da wäre, hätte sie sich nicht so weit von Allah entfernt.*

Du bist aber nicht da.

So leicht kann man die Toten zum Schweigen bringen.

»Probier mal, *yamma*!« Mustafa kommt mit einem Teller in der Hand zu Salma. Er hat den Sirup in die Mitte der *kanafeh*-Scheibe geträufelt, genau wie sie es mag. Der Quark saugt den Zucker auf. Salma hebt den Blick zu ihrem schlaksigen Sohn.

»Du hättest sehen sollen, wie nervös Atef war«, sagt Mustafa. »Sieben oder acht Mal hat er die Krawatte gewechselt, kein Witz.«

»Grau steht ihm.«

»Grau, blau, orange – völlig egal. Ein Anzug ist ein Anzug ist ein Anzug, habe ich ihm gesagt.«

Salma lächelt und sagt leise: »Der Bräutigam ist pingeliger als die Braut.«

Beide lachen. Nur mit Mustafa lästert sie so verschwörerisch. Die Tanten behaupten, er stehe ihr und Alia zu nahe, sei durch seine Vaterlosigkeit seelisch verkrüppelt. Egoistisch, wie sie ist, betet Salma an jedem Geburtstag von Mustafa, der Junge möge ein wei-

teres Jahr bei ihr bleiben, nur noch ein Jahr länger mögen seine Sportschuhe, seine Wäsche und das schmutzige Geschirr im ganzen Haus herumliegen.

Mustafa winkt Atef zu sich, und der Bräutigam geht erleichtert, wenn auch etwas steif in seiner Festkleidung, auf ihn zu.

»Eine wunderschöne Krawatte, Atef!«, sagt Salma neckisch. Mustafa lacht.

»Du jetzt auch noch, *khalto*!«, erwidert Atef gespielt beleidigt. Er sieht gut aus; ein bisschen wie die Paschas früher, düster dreinblickende Männer, die man nur noch aus Geschichtsbüchern kennt.

»Geht ihr morgen in die Moschee?«

Die beiden Männer tauschen einen zögerlichen Blick, der Salma nicht entgeht. »Ja, *yamma*«, antwortet Mustafa schließlich. »Aber nur zum Beten. Wir haben es Imam Ali versprochen.«

»Um zehn sind wir fertig und kommen rechtzeitig zum Frühstück«, fügt Atef hinzu. Schweigend stehen die drei da. Das Ungesagte zwischen ihnen scheint zu leben.

»Na gut.« Salma versucht ihre Stimme munter klingen zu lassen. »Und ihr passt aufeinander auf und macht keine Dummheiten, ja?«

Verlegen lachend wenden die beiden den Blick ab. Vor einigen Monaten sind sie bei einer Demonstration in Jerusalem verhaftet worden. Zu einer anderen Zeit wäre ihr Vergehen mit einem Bußgeld, einer gerichtlichen Verwarnung bestraft worden. Stattdessen saßen Atef und Mustafa für vier Nächte im Gefängnis.

Am Entlassungstag saß Salma zwischen Alia und Atefs Mutter, *umm* Atef, im Gerichtssaal. Kaum wurden die Namen der Jungen aufgerufen, begann *umm* Atef vor sich hin zu starren und die Lippen zu bewegen. Sie betete. Salma ließ eine Hand auf ihren Schoß gleiten, und die Finger der beiden Frauen verschränkten sich. *Umm* Atefs Hand lag zunächst schlaff da, doch als Mustafa und Atef jeweils zwischen zwei Justizbeamten hereingeführt wurden, drückte sie so fest zu, dass sich ihr Ehering in Salmas Handteller grub. In

diesem Augenblick dachte Salma daran, dass sie beide Witwen waren. Atefs Vater, ein Fedajin, war gestorben, als er auf einen israelischen Soldaten zielte.

Die Jungen trugen Handschellen. Alia begann zu weinen. Atef hatte einen angeschwollenen violetten Bluterguss am Wangenknochen. Mustafa wies zu Salmas Erleichterung keine sichtbare Verletzung auf; später erfuhr sie von der Rippenprellung, hervorgerufen durch den Hieb eines Schlagstocks, der seinen Urin blutig gefärbt hatte.

Danach warteten die drei Frauen vor dem Gerichtssaal. *Umm* Atef hatte aufgehört zu beten; ihre Augen funkelten jetzt wie glühende Kohlen. Als die beiden Männer herauskamen, stürzte sie sich auf ihren Sohn und hämmerte mit ihren fleischigen Fäusten auf seine Brust.

»Was … tust … du … mir … an, du elender Hundesohn! Hältst du das für männlich?«, keuchte sie, ohne Unterlass weiterschlagend.

Atef hielt die Augen geschlossen und blieb starr stehen, ohne die Hiebe seiner Mutter abzuwehren. Erst als sie immer lauter keuchte und von einem Weinkrampf geschüttelt wurde, regte er sich, umarmte sie und sagte leise: »Mama.«

Salma sprach kein Wort, weder vor dem Gerichtssaal noch auf der Heimfahrt. Zu Hause setzte sie sich im Vorraum auf den Boden und zog ihr Kleid bis zu den Knien hoch, um die kalten Fliesen zu spüren. Stundenlang sagte sie nichts, lauschte nur den besorgt geflüsterten Bemerkungen, die Alia, Mustafa und sogar Lulwa im Hin- und Hergehen machten. Das durch die Fenster strömende Sonnenlicht sammelte sich wie Wasser in ihrem Schoß. Der Minztee in der Tasse neben ihr blieb unberührt und wurde kalt. Das Licht, das sich nach und nach rötlich färbte, wanderte der Länge nach über ihren Körper und die Beine hinunter, bis es die Füße erreichte und sie in ein helles, surreal anmutendes Purpurrot tauchte.

Es war schon dunkel, als sich Mustafa neben sie auf den Boden kniete, ihre Füße in seine Hände nahm und weinend die Sohlen küsste.

»Nie wieder«, schwor er. »Es tut mir leid. Es tut mir so leid.« Salma hatte ihren Sohn seit Jahren nicht mehr weinen sehen. Sie gab sich einen Ruck und umarmte ihn. Er roch wie ein kleiner Junge nach Schweiß und nach der Zitronengrasseife, die er beim Duschen verwendete, und in seinen langen Wimpern hingen Tränen wie früher, als er noch ein Kind gewesen war. Alia erschien in der Tür. Weil ihre Beine länger als das Nachthemd waren, hing der Saum auf halber Höhe zwischen Knöcheln und Knien. Salma streckte den Arm aus, zog Alia dicht an ihren Bruder heran, umarmte die beiden wundervollen Wesen und mit ihnen Mustafas Entschuldigung – ihre Gier, seinen Worten zu trauen – und drückte sie wie einen Talisman an die Brust.

»Lass ein bisschen Sirup für uns übrig, Alia!«, ruft einer der Männer durch den Garten. Alia sieht ihn mit hochgezogenen Brauen an und löffelt sich noch etwas mehr auf den Teller.

»Man schreibt der Braut nicht vor, was sie zu essen hat«, ruft sie in das Gelächter der Männer hinein. Dann geht sie zu den jungen Frauen hinüber, die auf den Stufen zwischen den Jasminsträuchern sitzen. Sie hält einen Bissen *kanafeh* mit der Gabel in die Höhe und pustet.

Es ist ein für die Jahreszeit sehr warmer Abend. Der leichte Märzwind lässt Salmas Kopftuch an den Säumen flattern und kitzelt sie unter dem Stoff am Hals. Reflexartig zieht sie das Tuch ein Stück hinunter und drückt es mit den Fingerspitzen an den Kopf. In dem Chaos heute Morgen hat sie die beiden Nadeln rechts und links vergessen, mit deren Hilfe es sich so in Falten legen lässt, dass nichts verrutschen kann.

Alia trägt ihr Haar lang, mit dichten Locken unterhalb der

Ohren. Salmas Töchter tragen beide kein Kopftuch, wofür sie sich ständig schämt. Sie ist von einem frommen Vater großgezogen worden, der morgens früh um vier seine schönste *dischdascha* bügelte, bevor er zum *fadschr*-Gebet in die Moschee ging. Salma erfand komplizierte Geschichten, um sich am Einschlafen zu hindern und ihrem Vater auf seinem Weg von ihrer Hütte zur Moschee kurz nachblicken zu können. Gelang es ihr, was selten genug geschah, sah sie alles verschwommen und konnte den Umriss ihres Vaters im Mondlicht kaum erkennen.

Im Ramadan stand sie tagsüber viele Stunden lang neben ihrer Mutter in der Küche, schnitt Cantaloupe-Melonen in Spalten und rührte die Linsensuppe. Wenn beim Untergang der Sonne das Fastenbrechen begann, war ihr schwindelig vor Hunger. Alle Cousinen und Cousins, alle Tanten und Onkel setzten sich im Kreis um die dampfenden Schüsseln. Der erste Bissen, meist ein Stück Brot oder eine öltriefende Olive, erschien ihr wie das Köstlichste, was ihre junge Zunge im ganzen Jahr gegessen hatte, und erfüllte sie mit einer unermesslichen Liebe zu Allah, die ihr Tränen der Rührung in die Augen trieb.

Salma weiß, dass ihre Kinder Allah weniger verehren als sie. Widad, die gläubigste der drei, betet ein- oder zweimal täglich und lässt keinen Fastentag aus, aber ihre Frömmigkeit gründet auf Furcht, nicht auf Verzückung. Mustafa verbringt zwar jeden Freitag in der Moschee, erfüllt damit jedoch, wie seine Haltung vermuten lässt, eher eine Pflicht zur Geselligkeit, die es gemeinsam mit den Männern aus dem Viertel zu leisten gilt. Und Alia zeigt sich in ihrer Beziehung zu Allah genauso sprunghaft wie sonst auch. Nach der ersten Menstruation bat sie ihre Mutter eine Zeit lang, ihr Koranverse beizubringen, band sich Salmas Kopftücher um und kündigte an, sie werde irgendwann nach Mekka pilgern. Doch schon bald verlor sie das Interesse wieder und ging zu engen Kleidern und ägyptischen Liebesliedern über.

Als vor einigen Monaten die trotzige Stimme ihrer Tochter durch

die Wand drang, wurde Salma Zeugin eines Gesprächs zwischen Alia, Atef und Mustafa.

»Allah dürfte die nützlichste Erfindung sein, die es je gegeben hat!«

Zu Salmas Genugtuung tadelte Atef sie damals sofort und befahl ihr, den Mund zu halten.

Die *kanafeh* ist aufgegessen, Salmas Hände sind klebrig. Sie sitzt zwischen Mustafa und Atef. Das Gespräch über die Moschee scheint beide ernüchtert zu haben. Die letzten Flecken Licht sind vom Himmel verschwunden.

»Morgen haben wir perfektes Hochzeitswetter«, sagt Mustafa und legt den Kopf in den Nacken. Salma folgt seinem Blick. Atef auch. Der Nachthimmel ist voller Sterne.

»Inschallah«, murmelt sie, und die gescholtenen Männer wiederholen den Ausruf. Salma erhebt sich, nimmt die Teller der beiden und geht an der Gruppe junger Frauen und ihren Fangen spielenden Kindern vorbei. Salma hat Blasenschmerzen. Nach ihrem fünfzigsten Geburtstag vor einem Jahr hat sich ihr Körper kurz entschlossen gemeldet und Unmut geäußert. Beim Bücken tut ihr die Hüfte weh, und am Rand ihres Gesichtsfelds schwebt ständig ein Schnörkel, eine Spirale, die im Sonnenlicht intensiver wird.

Sie tritt ins Haus. In der Küche steht Lulwa und bügelt das Kopftuch aus heller Seide, das Salma morgen zur Hochzeit tragen wird. Über das zischende Eisen gebeugt sucht das Mädchen nach den letzten noch nicht geglätteten Falten.

Salma geht ins Bad und lässt sich erleichtert auf dem Porzellansitz nieder. Stundenlang hat sie gesessen oder ist herumgegangen. Ihre Unterhose ist nass geschwitzt und bräunlich rot befleckt. Das sind die letzten Reste im Körper, so nennen es die Tanten, ein Schwall aus ihrer nutzlosen Gebärmutter. Bevor sie hinausgeht, bleibt sie vor dem Spiegel über dem Waschbecken stehen.

Ein unscheinbares Gesicht, schlicht wie Wasser. Sie schiebt ein paar widerspenstige Haare unter den Kopftuchsaum und schließt leise die Tür hinter sich.

Die Männer haben sich dem Gelächter und Geschwätz der Frauen entzogen und ganz hinten auf dem Rasen um den Feigenbaum versammelt. Die Frauen setzen sich rings um den Tisch. Das Laternenlicht wirft Schatten auf ihre Gesichter.

»Angeblich schließen sie die Grenze«, sagt eine.

»Ägypten soll auf Krieg aus sein.«

»Ägypten ist auf gute Seifenopern aus.«

»Ach, übrigens – habt ihr die letzte Folge gesehen?«

Wie immer kommt die Rede auf Fernsehsendungen und Lieblingsstars. Krieg ist Krieg; er langweilt die Frauen. Die Kinder sitzen zwischen ihnen oder auf den Schößen ihrer Mütter. Der Kaffee, der am Garteneingang über offenem Feuer in einem *ibrik* köchelt, verströmt seinen Duft. Das Kaffeeservice wurde gespült und abgetrocknet, das Tablett mit dem Dreiecksmuster eingeölt. Alia sitzt mit einer kleinen Cousine auf dem Schoß an der Spitze der Tafel. Sie flicht dem Kind das Haar und lauscht dabei schmunzelnd der Geschichte einer Nachbarin.

Mustafa und Atef haben sich den Männern beim Feigenbaum angeschlossen. Weil das Laternenlicht nicht ganz bis dorthin reicht, erkennt Salma ihre weißen Hemden nur mit Mühe. Ein kleiner Junge am Tisch entwindet sich dem Griff seiner Mutter, springt zu den Männern hinüber und läuft mit offenen Armen zu seinem Vater. Der geht in die Knie und hebt sich das Kind an die Hüfte. Salma sieht zu, wie die Männer gestikulieren. Ihre Hände verschwimmen im Dunkeln, und über ihnen hängt der Rauch der Zigaretten.

Sie muss es nicht hören, um zu wissen, was sie sagen, welche Namen sie immer wieder nennen, welche Daten. Bald werden sie streiten – gestritten wird immer. Angestaute Wut, die sich entladen

muss. Und die Frauen, die das alles längst kennen und des Ganzen überdrüssig sind, werden aufstehen und zu ihren Männern oder Brüdern oder Vätern gehen und sie besänftigen.

Salma sieht den Kaffee im *ibrik* am Eingang des Gartens überkochen. Lulwa eilt mit dem Service hin. Die schwarze Flüssigkeit ist über den Rand geschwappt, die Flamme spuckt Funken. Salma versucht mit einer Handbewegung Alias Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, denn an diesem letzten Abend als ledige Frau soll sie den Kaffee servieren in den sorgsam auf dem Tablett angeordneten Tassen, soll sich merken, wer Zucker möchte und wer es lieber bitter will. Erst werden die alten Männer bedient, dann die Hadschis, dann Atef. Artig soll sie vor dem Mann stehen, der ihr Ehemann sein wird, und ihm, wie danach noch unzählige Male, den Kaffee einschenken.

Doch Alia sieht Salmas winkende Hände nicht. Sie hat den Zopf der Kleinen fertig geflochten und drückt ihr einen Kuss auf den Kopf.

Salmas Arme und Beine fühlen sich schwer an. Unwillkürlich taucht ein Bild der morgigen Hochzeit vor ihr auf. Der Saal ist leer, die Stühle liegen umgestürzt am Boden, das Wachs der Kerzen hat die Tischdecken befleckt. Das Festmahl als Gemetzel – leer gegessene Teller, verstreute Gräten, kaltes Lammfett. Salma sieht das geschminkte Gesicht ihrer Tochter nach den vielen Stunden im heißen Licht – wächsern, die Wimperntusche in den Augenwinkeln verlaufen. Das Brautkleid mit dem perlenbesetzten Oberteil und den Puffärmeln zerknittert vom vielen Tanzen. Alia, die ihr gegenübersitzt, beginnt zu gähnen, und Salma stellt sich vor, wie ihre Tochter morgen Nacht müde und glücklich das Fest an Atefs Arm verlassen wird.

»Wie gut das Lüftchen tut«, sagt eine Frau.

»Die bemerken es gar nicht«, erwidert eine der Tanten und nickt zu den Männern hin. »Sie fangen schon an.«

Salma dreht sich um. Die Männer sprechen jetzt schneller. Einige

schütteln verärgert den Kopf. Man hört ihre Stimmen. Als sie sich wieder zu ihrer Tochter wendet, blickt Alia sie grinsend an und rollt gutmütig mit den Augen. Sie strahlt.

Deshalb hat sie das Zebra gesehen, denkt Salma. Das Zebra ist Alia, ihre süße Kleine. Die Liebe zu ihrer Tochter und die Angst um sie haben denselben metallischen Geschmack. Ihr kommen Zweifel – wunderschöne Zweifel. Sie hat es bestimmt nicht richtig gesehen. Wie konnte sie so sicher sein? Sie versucht es sich ins Gedächtnis zu rufen, erinnert sich aber nur an den Schreck. Vielleicht war es gar kein Zebra, sondern ein Bär oder Wolf oder irgendein anderes vierbeiniges Wesen. Alia lacht. Ja, denkt Salma, während sie vor ihrer Jüngsten pantomimisch den *ibrik* hebt. Vor ihrem inneren Auge blitzt noch einmal die Spur in der Tasse auf. Ja, es muss ein Pferd gewesen sein. Kein Zebra, sondern ein scheckiges Pferd. Es könnte Reisen bedeuten, vielleicht eine schwierige erste Schwangerschaft, aber auch Glück; ja, Glück bedeutet es auch.